Schultes Wunsch nach Akten-Bergen

6000 Euro fürs Nichtstun – das geht Lothar Schulte, Ministrialbeamter im Bundesbildungsministerium, gegen den Strich. Deshalb klagt er jetzt vor Gericht für mehr Arbeit.

Der Referatsleiter aus Bonn bezieht nach eigenen Angaben zwar rund 6000 Euro im Monat, hat dafür aber nur so viel zu tun, dass sich die Arbeit einer ganzen Woche auch in vier Stunden erledigen ließe. Deshalb ist er jetzt vor das Verwaltungsgericht Köln gezogen, um gegen den Bund zu klagen.

Nach einer Änderung der Aufgaben seines Referats hat Schulte keine Mitarbeiter mehr. Früher seien es sieben gewesen, sagte der Beamte. Obwohl nichts zu tun sei, müsse er zur normalen Arbeitszeit im Ministerium anwesend sein. Nun will der 60-Jährige eine „angemessene Beschäftigung“. „Ich verlange eine Aufgabe, die mich ausfüllt, mir auch Leitungsfunktionen zuschreibt“, sagte er im WDR. Zugleich weist Schulte darauf hin, dass es im Ministerium weitere Kolleginnen und Kollegen gebe, denen es ebenso gehe wie ihm.

Gerichtssprecher Klaus-Peter Uhlenberg sagte, das Gericht habe nun eine Stellungnahme des Ministeriums angefordert. Dafür gebe es eine Frist von sechs Wochen, dann werde man sehen. Es sei völlig offen, wann das Gericht sich mit dem Fall befassen werde, frühestens wohl im nächsten Jahr. In Justizkreisen hieß es, die zuständige Kammer sei ziemlich ausgelastet unter anderem mit Klagen ehemaliger Postbeamter, die bei Post AG und Telekom in Beschäftigungsgesellschaften abgeschoben worden seien. Es sei deshalb durchaus denkbar, dass für den Fall des Ministerialrats erst im Jahr 2006 ein Termin gefunden werden könne.

Computer und Telefon als „Bakterien-Cafeteria“

13. März 2004 Viren ohne Ende: Das Büro ist einer der größten Ansteckungsherde für Erkältungen und grippale Infekte. Laut einer am Freitag veröffentlichten Studie der Universität Arizona, nisten an einem Bildschirm-Arbeitsplatz mehr Krankheitserreger als auf der Toilette.

In der Untersuchung wurde festgestellt, daß auf der Computertastatur, der Maus und dem Telefon bis zu 400mal mehr Mikroben zu finden sind als auf dem Toilettensitz. „Die Tastatur ähnelt oft einer Bakterien-Cafeteria“, betont Mikrobiologe Charles Gerba. „Sie dient als Frühstücksbar, Mittagstisch und noch viel mehr.“ Und immer setzten sich Bakterien ab.

Es reiche aus, wenn ein Beschäftigter niese oder huste, ohne sich Nase oder Mund zuzuhalten, damit sich die Bakterien im Büro verbreiteten, erläuterte Gerba. Bestimmte Bakterien könnten bis zu drei Tage lang auf den Arbeitsoberflächen im Büro überleben. Die höchste Ansteckungsgefahr geht der Studie zufolge von der Telefonanlage aus. Auf ihr fanden die Forscher im Schnitt 25.127 Mikroben, auf der Tastatur 3295 und auf der Maus 1676.

Angesichts der Ansteckungsgefahren im Büro hatte das amerikanische Gesundheitsministerium erst im vergangenen Monat eine Aufklärungskampagne gestartet, in der an die einfachsten Regeln erinnert wird: Beim Niesen und Husten Taschentuch vor das Gesicht, regelmäßig Hände waschen und den Bildschirm öfter desinfizieren.

Diplomaten müssen draußen rauchen

Ab sofort dürfen Diplomaten und Mitarbeiter der Vereinten Nationen nur noch vor der Tür des UN-Hauptquartiers in New York zur Zigarette greifen. Ein von UN-Generalsekretär Kofi Annan unterzeichneter Erlass droht bei Missachtung des Rauchverbots im Gebäude mit „disziplinarischen Maßnahmen".

Doch bei einigen Diplomaten regt sich bereits Widerstand. So erklärte der russische UN-Botschafter und bekennende Raucher Sergej Lawow, Annan sei nicht der Eigentümer der UN-Zentrale. UN-Sprecher Fred Eckhard räumte ein, dass die Vereinten Nationen Probleme haben könnten, das Rauchverbot bei Diplomaten durchzusetzen. Mit welcher Strafe renitente Raucher rechnen müssen, wenn sie beim heimlichen Qualmen erwischt werden, ist nicht bekannt.

Ein früheres Rauchverbot hatte einige wenige Nischen des 38-stöckigen Glaspalastes am East River ausgespart und wurde nur halbherzig durchgesetzt. New York hatte im vergangenen Jahr eines der schärfsten Anti-Raucher-Gesetze in den USA erlassen. In allen öffentlich zugänglichen Räumen der Stadt wie beispielsweise Bars, Restaurants, Kegelbahnen sowie in allen Büros dürfen sich Raucher keine Zigaretten, Zigarillos und Pfeifen mehr anstecken. Am UN-Hauptsitz geben sich die Botschafter aller 191 UN-Mitgliedsländern die Klinke in die Hand. Außerdem arbeiten mehr als 5000 Angestellte bei der Weltorganisation.

Erfinder der „Escape"-Taste gestorben

Der Computer war sein Leben. Bis zuletzt saß Bob Bemer vor dem Bildschirm in seinem Haus am Possum-Kingdom-See, rund 200 Kilometer westlich von Dallas. Der 84-jährige amerikanische Computerpionier starb jetzt im Alter an den Folgen eines Krebsleidens.

Die Computerbranche hat Bemer viel zu verdanken. So erfand er die „Escape"-Taste und galt als Vater des „Backslashs", des umgedrehten Querstrichs. Schon 1971 wies er als erster auf das Jahr-2000-Problem hin, also auf mögliche Fehler auf Grund der auf zwei Stellen beschränkten Datumsangaben in Computerprogrammen. Dank seines Hinweises blieb ein weltweites Chaos beim Jahreswechsel 1999 zu 2000 in den Computersystemen weitgehend aus. Für die erforderliche Umstellung gaben Unternehmen und Behörden weltweit mehrere hundert Milliarden Dollar aus.

Entscheidende Beiträge leistete er zur Entwicklung des ASCII-Systems. Mit dieser Technik wird jeder Buchstabe des lateinischen Alphabets mit einem Zahlenwort kodiert. Dadurch wurde es möglich, den Computer nicht nur mit Zahlen rechnen zu lassen, sondern auch mit Texten zu füttern.

Ostfriesland wächst (27.07.03)

Die Tourismusindustrie darf hoffen – die ostfriesischen Inseln bekommen Zuwachs. Westlich von Juist entsteht ein neues Eiland. Dieses entwachse langsam dem Stadium einer Sandbank, sagte der Leiter des Niedersächsischen Landesbetriebs für Wasserwirtschaft und Küstenschutz im Norden, Frank Thorenz. Der überwiegende Teil werde bei Hochwasser nicht mehr überflutet.

Nach bisherigen Berechnungen der Behörde hat die neue Insel eine Länge von rund 2,5 Kilometern und misst an der breitesten Stelle etwa 1,3 Kilometer. Es sei außerdem zu sehen, wie erste Gräser wachsen und kleine Dünen entstehen.

Die weitere Entwicklung hänge allerdings vom Wetter ab: Schwere Sturmfluten könnten das vorzeitige Aus für die werdende Insel bedeuten.

Kim Jong Il führt „Hamburger“ ein

Der nordkoreanische Machthaber Kim Jong Il hat zwei Symbole des Klassenfeinds USA in seinem kommunistischen Reich eingeführt: Hamburger und Pommes Frites.

Bereits im Jahr 2000 sei auf Kims persönlichen Befehl eine Hamburger-Fabrik errichtet worden, gab die südkoreanische Nachrichtenagentur Yonhap einen Bericht der nordkoreanischen Staatszeitung „Minju Joson“ wieder. Vor allem Studenten, Professoren und anderen Wissenschaftlern wurden die Produkte aufgetischt. Um dem neuen Produkt einen Namen zu geben, ersannen die Burgerproduzenten den gänzlich unamerikanischen Begriff „gogigyeopbbang“. Dies bedeute „Doppelbrötchen mit Fleisch“

Dem Bau der Fabrik ging laut „Minju Joson“ ein Anruf Kims bei einem ranghohen Beamten voran. „Ich habe mich entschieden, trotz unseres Versorgungsengpasses Studenten, Professoren und Wissenschaftlern Qualitätsbrot und Pommes Frites zum Essen zu geben“, habe der Staatschef den Beamten wissen lassen. Kim habe den Einsatz modernster Technik für die Massenproduktion angeordnet. Die ersten Hamburger seien Studenten der Kim-Il-Sung-Universität verabreicht worden.

Noch 15 Milliarden Mark im Umlauf

Nostalgie oder Vergesslichkeit? Knapp drei Jahre nach der Euro-Einführung geistert immer noch die beachtliche Summe von knapp 15 Milliarden Mark durch die Welt: Allein die Hälfte des Münzbestandes wurde noch nicht in Euro gewechselt.

Fast drei Jahre nach Einführung des Euro-Bargeldes sind einem Bericht des „Münchner Merkur“ (Freitagausgabe) zufolge noch über 15 Milliarden D-Mark in Scheinen und Münzen im Umlauf. Nach aktuellem Stand seien etwa 8 Milliarden Mark in Scheinen und 7,3 Milliarden Mark in Münzen nicht umgetauscht worden, zitiert die Zeitung einen Sprecher der Hauptverwaltung München der Deutschen Bundesbank.

Nahezu die Hälfte des Münzbestandes vor Einführung des Euro-Bargeldes stehe noch aus. Während 97,7 Prozent der Scheine zurückgegeben worden seien, seien es bei den Münzen nur 54 Prozent, sagte der Sprecher dem „Münchner Merkur“. In Regionen Osteuropas, in denen die Mark zeitweise als Parallelwährung diente, werden den Angaben zufolge noch hohe Beträge vermutet. Etwa 3,4 Milliarden D-Mark dürften in Form von 10- und 5-Mark-Gedenkmünzen in Sammelalben schlummern. Zudem hätten sich viele Menschen Münzsätze als Andenken an die D-Mark aufgehoben.

Die Nachfrage nach Umtausch von D-Mark in Euro-Bargeld sei noch immer „überraschend hoch“, so der Sprecher. Teilweise würden bis zu fünfstellige Bereiche gewechselt. Derartige Bargeldbestände stammten größtenteils aus Wohnungsauflösungen oder fänden sich bei Umzügen. D-Mark-Bargeld kann den Angaben zufolge in allen Filialen der Deutschen Bundesbank kostenlos und in unbegrenzter Höhe sowie unbefristet in Euro umgetauscht werden.

Meldung vom 18. September 2004

Rätsel gelöst: In Schleim schwimmt es sich gut

Könnte man in Sirup genauso schnell schwimmen wie in Wasser? Schon Isaac Newton hat sich darüber den Kopf zerbrochen. US-Forscher haben das alte Rätsel jetzt gelöst: Sie ließen Freiwillige zum Wettschwimmen im Schleim-Pool antreten.

Edward Cussler machte keinen Hehl aus seiner Motivation: „Uns hat das Bizarre an dieser Idee fasziniert“, sagt der Chemiker der University of Minnesota in Minneapolis. Zusammen mit seinem Studenten Brian Gettelfinger, einem Leistungsschwimmer, warf Cussler 300 Kilogramm Guargummi in einen 25-Meter-Swimmingpool. Das essbare Verdickungsmittel, das sonst in Salatdressings, Eiskrem und Shampoo zum Einsatz kommt, verwandelte das Wasser in eine schleimige Substanz. „Es sah aus wie Rotze“, sagte Cussler dem Onlinedienst des Wissenschaftsmagazins „Nature“.

Die Forscher ließen 16 Freiwillige, unter ihnen sowohl Leistungs- als auch Freizeitschwimmer, in unterschiedlichen Stilen zum Wettschwimmen antreten – sowohl in normalem Wasser als auch in dem Becken mit dem wenig appetitlichen Inhalt. Das Resultat: Die Zeiten in Wasser und Schleim unterschieden sich um maximal vier Prozent, ohne dass eine der beiden Flüssigkeiten eindeutige Vorteile geboten hätte, heißt es in einem Artikel für das „American Institute of Chemistry and Engineering Journal“.

Die genaueste Stoppuhr der Welt

25. Februar 2004 Ein deutsch-österreichisches Forscherteam hat die genaueste Stoppuhr der Welt gebaut. Sie kann noch weniger als 100 Attosekunden messen, das entspricht einer unvorstellbar kurzen zehnmillionstel milliardstel Sekunde.

Die „lichtgesteuerte Schmierbildkamera“ ermöglicht es erstmals schnellste Vorgänge in der Elektronenhülle von Atomen zu beobachten. Die Forscher um Prof. Ulrich Heinzmann von der Universität Bielefeld und Prof. Ferenc Krausz von der Technischen Universität Wien präsentieren ihre Arbeit im britischen Fachjournal „Nature“ (Bd. 427, S. 817).

100 Attosekunden (0,0000000000000001 Sekunden) verhalten sich zu einer Sekunde wie eine Sekunde zu 300 Millionen Jahren, erläutert „Nature“. Im einfachsten Atom, dem Wasserstoff, benötigt das Elektron etwa 150 Attosekunden, um den Atomkern zu umrunden. Mit Hilfe eines durch einen präzisen Laserblitz gesteuerten Röntgenpulses hat das Team bereits Elektronenbewegungen im Innern von Atomen beobachtet.

Modernes Latein: Wenn der Papst über Hot Pants plaudert

Der Vatikan modernisiert seine Amtssprache: Endlich können die Eminenzen, Monsignori und Ordensfrauen rund um den Petersdom über Slips, Playboys und Haschisch auch auf Latein tuscheln.

1976 hatte Papst Paul VI. die Stiftung „Latinitas“ gegründet und beauftragt, die – neben Italienisch – offizielle Sprache des 44-Hektar-Zwergstaats im Zentrum Roms alltagstauglich zu machen. 15.000 neue Begriffe haben die päpstlichen Sprachwissenschaftler nach und nach in ihr „Neues Latein-Lexikon“ aufgenommen.

Jetzt folgte ein neuer Wortschwall, von Blue Jeans (bracae linteae caeruleae) bis Hot Pants (brevissimae bracae femineae), von Idiot (homo hebes) bis Terrorist (tromocrates), berichtet DER SPIEGEL.

Manche der Neuschöpfungen in der Sprache von Caesar und Ovid verraten allerdings, dass bisweilen nicht nur die linguistische Umsetzung, sondern auch die Wahrnehmung der Welt und ihrer Zeitgeisterscheinungen hinter den vatikanischen Mauern in Verzug sind. So gilt ein Flirt dort gleich als „leichte Liebe“ (amor levis), der Minirock wird als „Kurzhemdchen“ (tunicula minima) interpretiert und die weltweit gerühmte italienische Pizza als „gepresster Kuchen“ (placenta compressa) verhöhnt.

Auch von der weiblichen Unterwäsche macht man sich im weitgehend zölibatären Vatikan offenbar eher verwegene Vorstellungen. So wird der Slip mit parvum subligaculum übersetzt, was früher etwa so viel bedeutete wie „kleines Schurzfell“.

Nouse statt Mouse

Kanadische Forscher haben ein System – „Nouse“ – zur Steuerung von PCs entwickelt, bei dem der Cursor mit der Nase bewegt wird. Ein Problem haben die Forscher noch nicht gelöst: Das Verfahren sieht sehr lächerlich aus.

Kopfgeschlacker vor dem Computer muss künftig nicht mehr zwingend mit Nackenschmerzen zu tun haben: Kanadische Forscher haben ein System entwickelt, bei dem mittels Web-Camera die Nase des Nutzers den Cursor bewegt. Die so genannte „Nouse“ (in Anlehnung ans englische „Mouse“) könne vor allem Menschen mit Behinderungen helfen oder ergänzend zur Tastatur eingesetzt werden, meint Dmitry Gorodnichy vom Institut für Informationstechnologie in Ottawa. Zudem könne das Blinzeln des rechten oder linken Auges das jeweilige Maus-Klicken ersetzen, schreibt das britische Fachblatt „New Scientist“ (Nr. 2465, S. 17) in seiner Ausgabe vom nächsten Samstag.

Zu Beginn jeder Computer-Sitzung mache die Kamera einen Schnappschuss des Nutzers, um seine Nase in einem 25 Pixel-Raster festzuhalten. Dieses spezielle Raster könne dann auch nach Bewegungen wiedergefunden werden. Ebenso könne die Software das Augenblinzeln rechts oder links davon erkennen.

Nach Ansicht des New Yorker Technologieexperten Joe Laszlo wird sich das Verfahren trotzdem nicht überall durchsetzen: „Man kann einfach nicht über den Faktor hinweggehen, dass das Ganze ziemlich blöd aussieht. Und Menschen verweigern sich gewöhnlich den Dingen, die sie zum Blöd-Aussehen zwingen.“

Asteroiden-Alarm

25. Februar 2004. Als Präsident Bush am 14. Januar im Hauptquartier der Nasa seine Vorstellungen von bemannten Flügen zum Mond und zum Mars präsentierte, konnte er das einigermaßen entspannt tun. Fast wäre es anders gekommen. Denn die beiden Astronomen Clark Chapman vom Southwest Research Institute in San Antonio (Texas) und David Morrison, der die Working Group on Near Earth Objects der Internationalen Astronomischen Union leitet, hatten wenige Stunden vorher das Weiße Haus alarmieren wollen. Eine kurze Zeit sah es so aus, als raste gerade ein Kleinplanet auf die Erde zu, der am 16. Januar mit ihr kollidieren würde.

Die Ereignisse begannen in der Nacht vom 12. auf den 13. Januar, als mit einem Fernrohr der Linear-Observatorien („Lincoln Near Earth Asteroid Research") in Neumexiko routinemäßig Überwachungsfotos vom Himmel aufgenommen wurden, von denen vier ein sich bewegendes Objekt zeigten. Das Material wurde – ebenso routinemäßig – unverzüglich zum Minor Planet Center in Cambridge (Massachusetts) geleitet, wo Tim Spahr die Daten sofort in einen Computer gab und eine Prognose für den weiteren Flug des Objekts berechnete, das die vorläufige Bezeichnung AL00667 erhielt. (Mittlerweile wird es als Kleinplanet 2004AS1 geführt.) Die Bahndaten dieses Asteroiden mit einem geschätzten Durchmesser von dreißig Metern postierte Spahr im Internet auf die Near Earth Objects Confirmation Page. Dadurch wurde andern Astronomen die Möglichkeit gegeben, den kleinen Himmelskörper ebenfalls zu beobachten und weitere Daten zu liefern. Fatalerweise haben Wolken solche Beobachtungen zunächst verhindert.

Nach noch nicht einmal einer Stunde stieß ein deutscher Amateurastronom, Reiner Stoss aus Frankenthal, auf die Daten und bemerkte dabei etwas Überraschendes. Der Prognose zufolge würde die Helligkeit des Objekts innerhalb des kommenden Tages auf das Vierzigfache steigen, was einer Reduzierung des Abstands zur Erde auf rund ein Sechstel entsprach. Darauf machte er in einem Chatroom im Internet (Minor Planet Mailing List von Yahoo) aufmerksam.

Zufällig bemerkte der Asteroidenforscher Alan Harris die Notiz. Bei einer Nachrechnung der Daten fand er heraus, daß der Kleinplanet – läßt man die große Unsicherheit außer Betracht – direkt auf die Erde zuraste, was beim Minor Planet Center gar nicht bemerkt worden war. Er alarmierte andere Wissenschaftler, und nun gingen heftige Diskussionen los. Einerseits konnte man die wenigen Daten von Linear zu ganz andern Prognosen verknüpfen, andererseits stellte Steven Chesley vom Jet Propulsion Laboratory eine 25-Prozent-Chance für einen Einschlag auf der Nordhalbkugel innerhalb weniger Tage fest. Chapman, der am vergangenen Montag über die Ereignisse auf einer „Planetary Defense"-Konferenz des American Institute of Aeronautics and Astronautics vorgetragen hat, und Morrison plädierten für eine sofortige Alarmierung des Weißen Hauses.

Glücklicherweise setzten sich die gemäßigter reagierenden Astronomen durch; denn schon innerhalb eines Tages war klar, daß der Kleinplanet die Erde nicht treffen würde. Tatsächlich stellte sich anhand zusätzlicher Daten bald heraus, daß die Lage ganz ungefährlich gewesen ist. Denn der Asteroid flog in einem Abstand von zwölf Millionen Kilometern an unserem Heimatplaneten vorbei – in einer Distanz, in der auch schon andere Kleinplaneten in jüngerer Zeit die Erde passiert hatten. Allerdings hatte man die Größe des Objekts weit unterschätzt. In Wirklichkeit weist es einen Durchmesser von ungefähr fünfhundert Metern auf. Bei einem Zusammenstoß mit der Erde hätte es einen deutlich größeren Schaden anrichten können als ein dreißig Meter großer Himmelskörper, dessen Aufprall nur regionale Auswirkungen hat.

Traumhochzeit geplatzt: Barbie trennt sich von Ken

13. Februar 2004 Keine hat je eine solche Karriere hingelegt, als Ärztin, Astronautin und Präsidentschaftskandidatin. Keiner anderen wurden so viele Haute-Couture-Klamotten auf den Leib geschneidert. Und keine andere Frau hat sich über die Jahre hinweg so gut Figur und jugendliches Aussehen bewahrt. Doch selbst Plastik-Beauty Barbie treffen manchmal die Schicksalsschläge eines ganz normalen Mädchens: Am Donnerstag gab Produzent Mattel in den Vereinigten Staaten bekannt, daß Barbie sich von ihrer Langzeitliebe Ken getrennt habe. 43 Jahre lebte die Plastik-Beauty in wilder Ehe an der Seite des blonden und muskulösen Sonnyboys; künftig darf Ken laut Mattel aber nur noch als „guter alter Freund“ in Erscheinung treten. Für Barbie gibt es dabei schnellen Trost: Ein geheimnisumwitterter Neuer wird demnächst die Bühne betreten.

Mattels stellvertretende Marketing-Chefin Russell Arons begründete die überraschende Trennung damit, daß bei den Dreharbeiten zum vierten Barbie-Film zwischen den beiden unüberbrückbare Differenzen aufgetreten seien. Offensichtlich hätten sie sich über die Jahre auseinander gelebt, obwohl sie stetig versuchten, sich in den Rollen von „Romeo und Julia“, „007 und Bond-Girl“ oder als Helden aus „Herr der Ringe“ als Liebespaar neu zu erfinden. Vielleicht war auch Barbies unstetes Leben an den Beziehungsschwierigkeiten schuld: Sie lebte in 150 Ländern, übte Dutzende von Berufen aus und stand als Glamourgirl ständig im Licht der Öffentlichkeit. Ken war hingegen stets der Mann im Hintergrund, ein immer freundlich lächelnder Begleiter bei Bällen, Ausritten und Campingausflügen.

Barbie wurde 1959 in Kalifornien geboren. Seitdem wurde sie in 150 Länder über eine Billion Mal verkauft. Allein 2003 verdiente Mattel 3,6 Milliarden Dollar (drei Milliarden Euro) mit dem blonden Kurvenstar. Diese Zahlen dürfen aber nicht über die Absatzschwierigkeiten hinwegtäuschen, mit denen der Spielzeugkonzern seit einiger Zeit ausgerechnet in den Vereinigten Staaten kämpft. Grund sind die Unmengen von jüngeren Konkurrentinnen, deren Look deutlich „cooler“ wirkt als der inzwischen schon leicht angestaubte Charme des Originals. Dieser Probleme wegen mußte Barbie sich vor ein paar Jahren auch schon beim Schönheitschirurgen unters Messer legen. Um Barbie dem neuen Schönheitsideal anzupassen, ließ Mattel ihre Brüste kappen, die Hüften verbreitern und die Waden muskulöser machen.

Vielleicht kann jetzt ja Barbies neue Liebe das Ruder herumreißen. Wie Kens Nachfolger aussehen wird, hütet Matell derzeit noch wie ein Staatsgeheimnis. Fest steht auf jeden Fall: Besonders lange wird Barbies Trauerphase nicht dauern. Schon im Herbst werde sie sich mit einem neuen Partner in der Öffentlichkeit zeigen, kündigte Marketing-Chefin Arons an.

Going Underground: Berlin von unten

Bunker, Tunnel und Gewölbe locken immer mehr Menschen in die Welt unter dem Asphalt der Hauptstadt Berlin. Was macht die Unterwelt so faszinierend?

Seit langem gelten die geheimnisumwobenen Katakomben von Paris und Rom als Touristenattraktion. Bereits in den 80er Jahren erkundete die Pariser Jugendszene die Welt unter Tage. Die ersten Entdecker der Berliner Unterwelt kommen aus der Technoszene, die dort seit Mitte der 90er Jahre ihre Partys feierte. Inzwischen zieht es ein breites Publikum unter die Erde.

Der Verein „Berliner Unterwelten“ vermeldet einen starken Anstieg der Besucherzahlen. Jeden Samstag gehen 200 bis 300 Personen bei Führungen in die Bunkeranlagen Gesundbrunnen und Am Blochplatz. Die Schutzräume stammen aus dem Zweiten Weltkrieg.

„Wir vermuten, dass die Menschen Berlin von unten kennen lernen wollen, weil sich die Stadt an der Oberfläche so schnell verändert“, sagt Vereinsvorstand Reiner Janick. Was sie dort finden? Labyrinthe aus kahlen Räumen und Gängen mit kalten Betonwänden. Damals zeigten selbstleuchtende Phosphorstreifen bei Stromausfall den Weg. Toilettenanlagen hatten Spiegel aus poliertem Stahl, damit sich die Menschen nicht mit Glasscherben die Pulsadern aufschneiden konnten.

Manch einer, der sich häufiger als ihm lieb war, im Luftschutzbunker aufhalten musste, kehrt sicher nicht zurück an die Orte der Angst. Den neugierigen Nachgeborenen wird jedoch einiges geboten. Dafür muss man nicht immer unter die Erde. In der Ausstellung „The Story of Berlin“ im KuDamm-Karree können Besuchern in einem Atomschutz-Bunker einen Blick in die Unterwelt werfen. Die intakte Anlage von 1972 kann im Notfall 3500 Menschen aufnehmen. „Seit den Anschlägen in Amerika vom 11. September 2001 gehen die Menschen viel ernsthafter mit dem Thema um“, sagt die Geschäftsführerin der Ausstellung, Heike Hachmeister.

Eine steigende Nachfrage nach der Berliner Unterwelt registriert auch Eberhard Elfert mit seiner „Kulturmanagement“-Agentur. Er organisiert Führungen und Veranstaltungen unter den Straßen Berlins. „Die Menschen fasziniert es, wenn an manchen Orten die Zeit stehen geblieben ist“, sagt Elfert. Viele suchen ein Refugium in hektischen Zeiten.

Sogar die Berliner Verkehrs- und Wasserbetriebe spüren das wachsende Interesse an ihren unterirdischen Röhren. Die nächtlichen Tunnelwanderungen sind oft ausgebucht. Lange Wartezeiten nehmen die Besucher auch in Kauf, wenn sie einmal im Jahr bei der Reinigung der Kanäle zuschauen dürfen. „Meine Theorie ist, dass sich der Städter besonders für das interessiert, was er durch die zunehmende Technik nicht mehr richtig versteht“, sagt der Pressesprecher der Wasserbetriebe, Stephan Natz.

Einsamer Häuptlings-Wal sucht Anschluss (20.07.2004)

Killerwale sind gesellige Tiere, da macht Luna keine Ausnahme. Der fünf Jahre alte Meeresriese hat, warum auch immer, seine Familie verlassen und neue Freunde in der Bucht von Gold River gefunden. Besonders mag er die süßen kleinen Fischerboote, die man so nett schubsen kann und deren Propeller so lustig kribbeln an der Nase.

Einem ist er jedoch zu nah gekommen und hat sich verletzt. Das Motorboot ist allerdings auch hin. Für das kanadische Fischereiministerium ein weiterer Grund dafür, Luna einzufangen und per Hubschrauber raus in den Pazifik zu bringen. Der vier Tonnen schwere Wal sei eine Gefahr für die Menschen, so die Sprecherin der Behörde. Außerdem, das zeige die Verletzung, sei Gold River auch eine Gefahr für den beliebten Luna selbst.

Doch was Naturschützern und Walfreunden einleuchtet, stößt bei den Indianern, die hier auf Vancouver Island leben, auf strikte Ablehnung. Es ist für sie ein weiteres Zeichen der Ignoranz des weißen Mannes. Die weiße Frau Anja Cox hat da schon mehr Verständnis für den Geist des Wales: „Genau als Luna hier auftauchte, verstarb der Häuptling der Mowachat und Muchalat. Häuptling Ambrose Maquinna wollte als Schwertwal wiedergeboren werden. Deswegen glauben sie, dass Luna der Geist ihres Häuptlings ist und wollen, dass er bleibt.“

Die Fischereiexperten hatten Anfang des Monats trotzdem ihren großen Walfangkäfig aufgebaut, wollten Luna hineinlocken. Doch davor waren die Indianer mit ihren Kanus. Sie lenkten ihren verehrten Orka vom Netzgehege ab, brachten ihn ins freie Wasser – nicht oder genauer: nicht nur mit ihren traditionellen Gesängen, sondern auch mit Schokoladenriegeln, die der wiedergeborene Häuptling mit Heißhunger verschlang.

„Wir wollen nur Hallo zu ihm sagen, und unseren Respekt bezeugen, ihm klar machen, dass wir ihn nicht bedrohen und dass ihm auch nichts droht“, erklärt ein Indianer.

Die ferne Regierung in Ottawa hat nach dem Fehlschlag die Umsiedlungspläne für Luna gestoppt. Der Killerwal kann also vorläufig weiter mit den Bötchen spielen. Das Berühren des Viertonners ist allerdings unter Strafe verboten – Streicheln kostet 250 Dollar. So will die Coast Guard zumindest die Touristen fern halten.

Die Indianer ihrerseits möchten den Einzelgänger inzwischen aber auch wieder mit der Familie draußen im Meer vereinen. Nur nicht mit Hightech oder über Land, sondern ganz sanft, geführt und begleitet von ihren Kanus.

Irgendwann am Ende des Sommers.

Nationalteam verschwunden

Drei Tage nach dem Verschwinden von Sri Lankas Handball-Nationalmannschaft gibt es eine erste Spur. Bei der Dillinger Polizei hat sich ein Taxifahrer gemeldet. Der Mann gab an, dass er und ein Kollege mit zwei Taxis neun der Spieler zum Günzburger Bahnhof gebracht haben. Unterdessen wurde auch bekannt, dass es in Sri Lanka gar keinen registrierten Handballverband gibt.

Ein etwa 50-jähriger Ausländer habe ihn in Günzburg angesprochen und aufgefordert, nach Wittislingen zu fahren und dort die Sportler abzuholen. Er solle sie bis um 22.10 Uhr zum Bahnhof Günzburg bringen, weil sie dort den Zug nach München erreichen müssten.

Der Taxifahrer teilte der Polizei weiter mit, dass in Wittislingen zwei weitere Großraumtaxis mit Münchner Kennzeichen warteten, in die ebenfalls mehrere Personen einstiegen. Wohin diese fuhren, ist bislang nicht bekannt. Auch liegen noch keine Hinweise auf den derzeitigen Aufenthaltsort der vermeintlichen Handballer vor.

Vermutlich ist die Gruppe vom Münchner Hauptbahnhof mit unbekanntem Ziel weitergereist. In den vergangenen Tagen wurde mehrfach spekuliert, dass die Männer nach Italien oder Frankreich ausgereist sein könnten.

Die Handballer waren seit Donnerstag Gast des TSV Wittislingen, weitere Gastspiele in Landshut, Freising, Schleißheim und Eggenfelden waren geplant. Doch schon die ersten Auftritte der Spieler aus Sri Lanka sorgten für Kopfschütteln – nicht nur bei den bayerischen Gastgebern. Die wenigen Spiele verloren die Asiaten sang- und klanglos und landeten auf dem letzten Platz des Turniers.

„Höchstens Kreisliga-Niveau“ attestierte ein Polizeisprecher der Nationalmannschaft angesichts der Turnierauftritte. Zudem verblüfften die Gäste bei ihren Auftritten auch durch bemerkenswerte Regelunkenntnis. Eine Recherche beim Sportministerium von Sri Lanka ergab: Unter den 48 organisierten Sportverbänden des Landes gibt es keine Handballer. Folglich gibt es auch keine offizielle Handballnationalmannschaft.

Bei ihrem überstürzten Aufbruch ließen die Sportler in Wittislingen zahlreiche Kleidungsstücke und Schuhe zurück. „Wir haben jetzt 15 gefüllte Koffer bei uns stehen“, äußerte sich ein ratloser Polizeisprecher. Von der rechtlichen Seite betrachtet ist das Verschwinden des Teams zunächst kein Problem: Die Asiaten besitzen Visa, die noch bis Anfang Oktober gültig sind.

Zunächst hatten die Gastgeber in Wittislingen geglaubt, die Mannschaft hätte sich beim Waldlauf verirrt. Der „Abschiedsbrief“, der in ihrem Quartier zwischen Gepäck und Trikots gefunden wurde, machte allerdings klar: Die Spieler waren nicht verloren gegangen, sondern hatten sich abgesetzt. Auf dem Zettel hatten sich die Sportler für die Gastfreundschaft bedankt und erklärt, sie könnten nicht in ihre Heimat zurück. Stattdessen hätten sie sich nach Frankreich abgesetzt. Seitdem fahndet die Polizei nach den 23 Abseilern.

Deutschlands kleinste Schule: Jetzt wird im Unterricht getuschelt

Abschreiben, heimlich Briefchen verschicken oder die Klassenkameradin am Pferdeschwanz ziehen? Unmöglich. Bislang war Sven Glienke, 14, der einzige Schüler auf der winzigen Hallig Nordstrandischmoor. Endlich naht Ablenkung: Ann-Kathrin, 7, wird eingeschult.

An diesem Donnerstag verdoppelt sich mit einem Schlag die Schülerzahl auf Nordstrandischmoor: Mit der Einschulung von Ann-Kathrin Hartwig bekommt der bisher einzige Schüler der Hallig Gesellschaft. Bislang drückte der 14-jährige Sven Glienke allein die Schulbank und bekam von Lehrer Henning Schlüter Einzelunterricht. Nun kann er sich gelegentlich ausruhen, wenn Ann-Kathrin an die Tafel gerufen wird.

„Ann-Kathrin freut sich riesig auf die Schule“, sagt ihre Mutter Ruth Hartwig-Kruse. „Sie hat ganz viel vor, wenn sie erst einmal lesen und schreiben kann.“ Die Familie stellte auch Svens ehemaligen Klassenkameraden Nommen. Doch Nommen Hartwig zog vor einem Jahr mit seinem Hauptschulabschluss in der Tasche nach Dänemark. Deshalb wurde Sven im vergangenen Jahr so intensiv betreut wie wohl kein anderer Schüler in Deutschland.

Nordstrandischmoor vor der Husumer Küste hat gerade einmal 18 Einwohner, fünf Familien. Wie in anderen kleinen Halligschulen auch – auf Hooge, Langeness, Oland oder Gröde – werden Kinder verschiedener Klassen gemeinsam unterrichtet. Wenn es denn verschiedene Klassen gibt. Das Schulgebäude dient außerdem als Lehrerquartier und als Kirche. Der Einführungsgottesdienst und die erste Unterrichtsstunde finden deshalb im gleichen Gebäude statt.

Außer der Schule gibt es noch einen Friedhof und eine Gastwirtschaft – die gehört Svens Eltern. Nordstrandischmoor, schon der Name klingt sagenhaft, nach rauer Natur, Wind und Regen, nach langen, einsamen Wintern, nach dem Ende der Welt.

Die Romantik dieses Ortes war es auch, die den Lehrer Henning Schlüter hierhin verschlagen hat. Der 36-Jährige liebt die See, schwärmt von „Abgeschiedenheit, absoluter Ruhe und den Stürmen im Herbst“. Es gab Zeiten, da galt es als Höchststrafe, auf den Lehrerposten der Hallig verbannt zu werden. Schlüter kam freiwillig. Nach dem Examen hat er sich sofort um die Stelle auf einer Hallig beworben und lebt nun schon im vierten Jahr auf Nordstrandischmoor.

Auf ihren künftigen Lehrer konnte sich Ann-Kathrin allmählich einstellen: Sie übte mit Henning Schlüter ein Jahr lang zwei Mal pro Woche in der Vorschule für den Start ins Bildungswesen. Jetzt müssen sich Sven Glienke und Henning Schlüter auch im Sportunterricht umstellen: Bisher spielten sie gegeneinander Fußball. „Allein gegen den Lehrer ist es natürlich schwer zu gewinnen“, sagt Sven, „egal, Hauptsache Fußball.“ Svens Lieblingsmannschaft kommt aus einer entfernten Ecke Deutschlands – Bayern München. Lehrer Henning Schlüter ist Schalke-Fan.

Henning Schlüter unterrichtet alle Fächer, bis auf den Werkunterricht, der ist auf der Hallig Frauensache. „Gerade in Fächern, in denen ich keine große Leuchte war, kann ich auch noch etwas dazu lernen.“ Leichte Schwächen in den Naturwissenschaften habe er, gibt der Lehrer zu. Dabei gilt auf der Hallig derselbe Lehrplan wie im Rest des Landes. An Svens erstem Schultag standen Englisch, Deutsch und Mathe auf dem Stundenplan. Mathe ist neben Sport Svens Lieblingsfach.

Ab nächstem Schuljahr könnte es in der Hallig-Schule dann gelegentlich richtig laut im Unterricht werden, wenn Sven und Ann-Kathrin einen weiteren Mitschüler bekommen: Ann-Kathrins Bruder Henrik, 5, steht schon in den Startlöchern.

Ein Hauch von Enterprise

Für Albert Einstein war es noch ein Spuk, jetzt ist Wiener Forschern ein „Bravourstück“ gelungen: Sie konnten erstmals Lichtteilchen außerhalb des Labors über eine längere Distanz „beamen“.

Wiener Forscher haben Lichtteilchen 600 Meter weit von einer Seite der Donau zur anderen „gebeamt“. Damit sei erstmals eine derartige Quantenteleportation unter realen Bedingungen geglückt, sagte der Leiter des Experiments, Rupert Ursin von der Universität Wien, am Mittwoch der dpa. Mit der Technik soll künftig unter anderem eine absolut abhörsichere Kommunikation möglich werden. So hatte das Wiener Team um Prof. Anton Zeilinger im April bereits eine Banküberweisung mittels Quantenkryptographie ausgeführt, die auf der Quantenteleportation aufbaut. Zeilinger war 1997 in einem Labor der Universität Innsbruck die weltweit erste Quantenteleportation geglückt.

Das britische Fachjournal „Nature“, in dessen jüngster Ausgabe die Forscher über ihren Versuch berichten (Bd. 430, S. 849), wertete das neue Experiment als „Bravourstück“ im Hinblick auf eine hoch effiziente Quantenteleportation außerhalb des Labors. Das Team hatte ein 800 Meter langes Glasfaserkabel in der Wiener Kanalisation unter der Donau hindurch gezogen und mit dessen Hilfe die Quantenzustände von Photonen 600 Meter weit teleportiert. „Viele hatten geglaubt, dass sich die empfindlichen Quantenzustände gar nicht unter solchen realen Bedingungen übertragen lassen“, sagte Ursin.

Das Experiment ist nach Ansicht der Forscher ein Schritt zur Umsetzung eines Signalverstärkers für künftige Quanten- Kommunikationsnetzwerke. Gleichzeitig haben die Wiener Physiker die Datenrate für die Quantenteleportation verdoppelt und damit nach Ursins Worten das Maximum des heute Möglichen erreicht.

Bei der Quantenteleportation werden genau genommen nicht die Teilchen selbst, sondern nur ihre „Quantenzustände“ übertragen, also Information. Dazu erzeugt der Sender zunächst einen gemeinsamen Mischzustand aus zwei „verschränkten“ Teilchen und schickt eines davon etwa durch ein Glasfaserkabel zum Empfänger. Sobald der Sender das verbliebene Teilchen mit dem zu teleportierenden kombiniert, entsteht beim Empfänger simultan und ohne unmittelbare Einwirkung eine exakte Kopie des zu teleportierenden Teilchens.

Albert Einstein lehnte diesen bizarren Effekt der Quantenmechanik als „spukhafte Fernwirkung“ ab. Inzwischen haben Physiker jedoch gezeigt, dass dieses Verfahren nicht nur mit Lichtteilchen möglich ist, sondern auch mit Atomen. Das Beamen komplexer Dinge oder gar von Lebewesen wird auf diese Weise nach Einschätzung der Forscher allerdings nicht möglich. Die Quantenteleportation spielt vor allem eine Rolle für künftige Kommunikationssysteme.

Meldung vom 19. August 2004

51 Möglichkeiten, den Partner loszuwerden (13.03.2004)

Amerika – Land der unbegrenzten Möglichkeiten – Wenn es darum geht, Lebensabschnittsgefährten loszuwerden, hatte man oder „frau“ bisher eigentlich nur die Wahl zwischen 50 verschiedenen Arten, ihr oder ihm den Laufpass zu geben. In seinem gleichnamigen Song „50 ways to leave your lover“ empfiehlt Songwriter Paul Simon unter anderem: Keine Diskussion, einfach rein in den nächsten Bus und nichts wie weg – was alles andere als elegant ist.

Besser geht's mit dem neuen, dem 51. Weg, eine Beziehung zu beenden: Per Internet. Deanne Thompson, die ihren Mann übers Netz gefunden hat, ist dabei auf die Idee gekommen: Es gibt so viele Seiten zum Kennenlernen, aber es nicht eine, die dabei hilft, Schluss zu machen – dabei ist gerade dieses Schlussmachen doch so schwer. Aber nicht, wenn man eine E-Mail an Deanne Thomspons' Firma „breakupservice.com“ schickt. Dann übernehmen entweder sie selbst oder einer ihrer inzwischen sechs Angestellten vom Firmensitz in Kalifornien aus den unangnehmen Job. Die Firmenchefin erklärt das Procedere: „Wir fragen nach der Person, von der sie sich trennen wollen, auch nach dem Grund. Und dann schreiben wir entweder eine Mail oder rufen an. Dabei versuchen wir, niemanden zu verletzen. Die meisten begegnen uns ganz offen und sind am Ende sogar froh, endlich von irgendjemandem die Wahrheit zu erfahren.“

15 Dollar ist das preiswerteste Angebot, eine schlichte E-Mail. Der Anruf kostet mehr und richtig teuer wird es, wenn das Team vom „breakupservice“ am nächsten Tag bei der oder dem „Ex“ erscheint, um Kleidung, Bücher, CD's, die Zahnbürste des Kunden abzuholen. Das unpersönliche, aber für den Auftraggeber weitgehend schmerzlose Ende einer Beziehung. Immer mehr Leute bestellen diesen Service, so Thompson, zuletzt ein Mann, der sich schon von seiner Partnerin getrennt hatte, die ihn aber weiter und bevorzugt nachts mit Anrufen nervte, erzählt Thompson: Wir haben sie angerufen und ihr gesagt, dass er einfach kein Interesse mehr hat. Erst war sie ziemlich beleidigt, aber dann wurde es wurde besser und am Ende war sie froh, zu wissen – „es ist aus“.

Überwiegend „20somethings“ melden sich beim „breakupservice“, so Thompson, junge berufstätige Leute über 20, die in Städten wohnen und weder zermürbende Gespräche noch tränenreiche Abschiede wollen. Die meisten Kunden sind übrigens weiblich. Aber nicht etwa, weil Frauen keinen Mumm haben, betont die „Entkupplerin“, ganz im Gegenteil: Die Männer sind schuld, weil die sich nach Thompsons Erfahrung oft weigern, das „Schlusswort“ der Ex-Freundin zu akzeptieren und erst dann verschwinden, wenn die Profis vom „breakupservice“ anrufen.

Stadion-Totenkult: Plätze für die letzte Ruhe ausverkauft

Die Fans des FC Everton machen schwere Zeiten durch. Der Star des Premiership-Clubs, EM-Held Wayne Rooney, wird wegen einer Fußverletzung noch bis Mitte September fehlen. Keine Hoffnung gibt es in einer anderen Angelegenheit. Die beliebten Stadionbeisetzungen sind nicht mehr möglich. Im Goodison Park gibt es ein Platzproblem.

Nicht etwa auf den Rängen ist es eng. Das Stadion wird gerade um weitere 300 Sitze auf fast 40.500 Plätze erweitert. Vielmehr musste das Management des Clubs mitteilen, dass ab sofort nicht mehr die Asche verstorbener Fans in Urnen am Spielfeldrand des heiligen Rasens begraben werden kann. 800 treue Anhänger der „Blues“ hatten sich seit 1989 dafür entschieden, das sind über 50 Beisetzungen pro Jahr. „Wir haben es immer als große Ehre empfunden, wenn die Leute unser Stadion als den Ort ihrer letzten Ruhe gewählt haben“, sagt Evertons PR-Chef Ian Ross.

Die erste Grabstelle befindet sich beim FC Everton am begehrten Spielertunnel. „Seitdem haben wir uns buchstäblich einmal um das ganze Spielfeld gearbeitet. Jetzt ist uns schlichtweg der Platz ausgegangen“, bedauert Ross. Wirklich erklären kann er sich die große Nachfrage nicht. „Wir sind ein familiärer Club und nehmen die Wünsche unserer Fans sehr ernst. Vielleicht ist das das Geheimnis.“ Die meisten Vereine der englischen Premier League bieten den besonderen Bestattungsservice offiziell nicht an, doch auf spezielle Anfrage ist es auch dort möglich.

„Pro Saison lassen sich bei uns aber nur vier bis fünf Fans in Urnen jenseits des Rasens beisetzen. Die Nachfrage ist also relativ gering“, weiß der Pressesprecher Mark Hannen von Newcastle United. Auch Evertons Lokalrivale FC Liverpool hält sich zurück. „Wir streuen manchmal die Asche direkt über das Feld. Aber wenn eine Familie die Asche des Verstorbenen direkt am Tag eines Spieles verstreuen will, geht das natürlich nicht“, ist beim englischen Rekordmeister zu erfahren.

Das Ausbringen der Asche direkt über dem Spielfeld wurde bis 1989 auch beim FC Everton praktiziert. Damals begann man die Fußballfelder mit Phosphat zu düngen, weil so das Gras besser wuchs. Das Phosphat und die Asche der Toten riefen chemische Reaktionen hervor, und das interessierte dann plötzlich die Behörden. Auch kam die Frage auf, ob es ethisch überhaupt vertretbar sei, die Spieler über die Asche Verstorbener laufen zu lassen. Viele Clubs reagierten und änderten ihr System. So hat Meister FC Arsenal, am Sonntag Evertons Gegner beim Saisonauftakt, heute einen kleinen Bereich hinter dem Tor eingerichtet, auf dem sich die Asche einiger Fans befindet.

„Wir begannen die Asche in Urnen beizusetzen und hatten seitdem mit unseren Behörden keine Probleme mehr“, sagt Evertons Ross. Das Behältnis wurde für gewöhnlich von den Platzwärtern am Rand der Rasenfläche in rund 30 Zentimetern Tiefe vergraben. „Wer wo genau liegt, wissen wir nicht, wir führen kein Protokoll über die Gräber“, sagt Ross. Männer, deren Frauen oder auch ganz jung verstorbene Fans sind vertreten.

Nur eine kleine Plakette erinnert an die Verstorbenen, mit Namen, Daten und einem Spruch für die Ewigkeit. „Albo – a True Blue“, lautet einer. Wollte eine Familie nach der Trauerfeier und Einäscherung noch einen Geistlichen zur Beisetzung der Urne ins Stadion mitbringen, war auch dies möglich. Zu Todestagen oder an Weihnachten sieht man im Goodison Park die Familien vor den jeweiligen Plaketten stehen und trauern.

Auch hier zu Lande träumen viele Fans davon, auf dem Platz ihres Vereins beerdigt zu werden. „Doch nach deutschen Bestattungsgesetzen wäre das nie möglich. England ist da mit seinem Fankult ein wenig aufgeschlossener“, sagt Hans-Joachim Dohm, Pfarrer auf Schalke. Dohm hat in seiner Amtszeit schon von einigen 04-Fans gehört, die sich damals noch im alten Parkstadion beerdigen lassen wollten. „Ganz selten gibt es schon einmal Beerdigungen von Fans mit Sarg in den Schalker Farben oder Fan-Utensilien statt Blumen. Mehr jedoch nicht“, sagt Dohm.

Beim FC Everton sucht man bereits angestrengt nach Alternativen. Eine Überlegung ist die Anlage eines „Memorial Gardens“ auf dem Kirchengelände direkt neben dem Stadion. Das ist zwar nicht mehr unmittelbar am Spielfeldrand, aber immerhin fast nur einen Freistoß entfernt. Evertons Pressechef Ross ist zuversichtlich. „Auch in Zukunft sollen unsere Fans die Möglichkeit haben, ihrem Club auch im Jenseits nahe zu sein.“